

Sonnenwende [Fortsetzung]

Autor(en): **Müller, Max**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **13 (1909)**

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575314>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ein wahres Juwel ist. Obgleich die Rambertia weniger zu ausschließlich wissenschaftlichen Zwecken angepflanzt wurde, hat auch sie ihre große Bedeutung als Ergänzung der Linnaea. Ihre Anlage trägt den Charakter des Primitiven, von Menschenhand Unberührten, und dies macht ihren großen Reiz aus. Doch auch sie ist, wie ihre Schwester, ein Museum lebender, eine Kulturstätte fremder Pflanzen.

„Wenn du die Wichtigkeit der Pflanzen erkennen willst, so stelle dir eine Welt ohne sie vor: das Bild würde dich entsetzen; denn der Gedanke an den Tod käme dir sofort. Schweiz, was wärest du ohne deine Flora?“

Henry Correvon ist der Vater der Alpengärten; seine Verdienste um die Erforschung und Erhaltung der Flora haben

seinen Namen weit über unsere Grenzen getragen. Jedes Jahr werden die königlichen Gärten in Windsor sowie diejenigen der Königin-Mutter von Italien durch Henry Correvon mit den Blumen unserer Schweizeralpen geschmückt. Noch harren aber viele Pflanzengattungen seiner schützenden Hand; den Wasser- und Sumpfpflanzen vor allem droht durch das Austrocknen der Moore Untergang. Auch sie sollen in nächster Zeit in den Gewässern von Yverdon oder im Jourtal einen Ort der Pflege finden. Blumen, Pflanzen, sie sind für Henry Correvon göttliche Gaben, und seine ideale Liebe zu ihnen hat in einer Gedichtsammlung «Fleurs et Montagnes» den schönsten Ausdruck gefunden.

Hedwig Lotter, Zürich.

Sonnenwende.

Novelle von Max Müller, St. Gallen.

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.

Janina von Lautenborg seufzte zuweilen über ihr Schicksal. Von den Menschen bewundert, von einem längst nicht mehr geliebten Gatten auf seine Art geliebt, blieb ihr eigentlich nur ihre Kunst, wo sie ganz sich selber finden und von der Jagd des Lebens ein wenig sich ausruhen konnte. Sie hatte auch einmal einen richtigen Freund gehabt, die leider viel seltener sind als die Liebhaber. An den dachte sie in verträumten, einsamen Stunden. Ein halber Junge noch war er gewesen, und er hatte sie beim Abschied auch nicht ganz verstanden. Sie zögerte, diese Freundschaft endgültig zu ihren Erinnerungen zu legen, sie hoffte im stillen, daß sie noch einmal eine späte, herrliche Blüte treiben müßte. . . Diese Illusion war ihr gestört worden, als sie Fred Gröner vor einigen Wochen zum ersten Mal wiedergegesehen. Seit jenem Abend hatte sie sich nicht ganz wohl gefühlt, sei es, daß sie sich damals wirklich eine gefährliche Erkältung zugezogen hatte, sei es, daß ihre physische Widerstandskraft den Anstrengungen des künstlerischen Nomadenlebens gegenüber nicht mehr die Unterstützung durch jene physische Spannung fand, wie sie ein ungebrochener Zukunftsglaube hervorruft.

Eines Morgens war sie wirklich krank. Die Konzerte mußten erst auf Tage, dann auf Wochen hinaus abgefragt werden. Das Fieber kam und nagte erst an ihrer Schönheit, schließlich auch an ihrer Stimme. Die arme Frau war trostlos. Die Natur hatte sie im Stiche gelassen; nun wandte sich auch die Kunst treulos von ihr. Und mit diesen beiden sah sie einen endlosen Zug von gleichgültigen Menschen ohne einen einzigen Blick des Mitleids, des Dankes achtlos an ihr vorüberziehen. Und als letzter im Zuge, in einiger Entfernung, wandelte auch ihr Gatte. Es waren die Leute, die sie einst um ihres Gesanges und ihrer Schönheit willen bewundert, beneidet, geliebt hatten. . .

Doch einer war nicht darunter; sie wußte es mit Bestimmtheit. Fred, ihr Boy! An diesen Namen, den sie mit der letzten Lebensglut hauchte, klammerte sich die wilde Phantasie der Fiebernden, schmiegte sich wie an ein Kreuzigt die inbrünstige Hoffnung einer dem Tod Geweihten.

Die Krankenschwester, die die Sängerin im fremden Lande mit großer Hingebung pflegte, glaubte, nur ein gutes Werk zu tun, wenn sie den vermeintlichen Liebhaber der Künstlerin benachrichtigte — denn das mußte der Name „Fred“ doch bedeuten, nachdem die Kranke es nicht hatte zugeben wollen, daß man ihretwegen den Gatten „beunruhige“. Die Schicksale von Krankenschwestern und Künstlerinnen haben oft größere Ähnlichkeit, als man denkt. Kein Wunder deshalb, wenn sie sich leicht verstehen. . .

An einem blühenden Maientage trat der Student Fred Gröner über die Schwelle des stillen Krankenzimmers. Aus schneeweißem Linnen blickte ihm ein bleiches müdes Madonnenantlitz entgegen, das sich bei seinem Kommen verklärte wie das Auge eines Liebenden, wenn drin das holde Bild der Geliebten sich wieder spiegelt.

„Hab' Dank, mein treuer Boy, daß du zu deiner Freundin gekommen bist. . .“ hörte er eine feine umflorte Stimme wie aus weiter Ferne wispern. Da ergriff ihn ein unendliches Mitleid, eine wehe Innigkeit des Fühlens kam über ihn; er fiel schluchzend vor der Kranken nieder und bedeckte ihre weißen schmalen Hände mit Liebkosungen.

„Mina, liebste Mina, meine Freundin!“ flüsterten seine Lippen, und im Tränenstrom, der aus seinen übernächtigen Augen niederrann, fühlte er all den Druck der letzten Wochen und Monate sanft sich lösen.

Lange verharren sie im Schweigen und genossen dankbar des schönen Augenblicks, den das Zusammenklingen ihrer Freundschaft ihnen noch einmal spendete.

„Du bist immer so gut zu mir gewesen, mein Liebling,“ sprach sie endlich mit ihrer matten Stimme. „Und auch das letzte Mal, als du mich so tief gekränkt, hast du es gewiß nicht mit Absicht getan. Du mußtest so handeln, ich fühlte es wohl. Ich habe über jenen Abend nach dem Konzert manchmal nachgedacht, seit ich krank bin. . . Wie war es gleich? Erzähltest du nicht von einer wunderbaren Dichtung, die du niemand verraten wolltest? Auch deiner Freundin nicht, wenn sie dich darum bittet? Sieh, in München hast du immer so hübsch erzählen können; ich war eigentlich in deine Stimme verliebt. . . O, erzähle sie, deine Geschichte, mein Liebling, die arme kranke Freundin lauscht!“

„Jetzt nicht, Liebe, später! Wenn du wieder gesund bist!“ flehte er.

„O, dann darf ich sie niemals hören; denn ich werde nicht mehr gesund! Und ich weiß doch, daß deine Geschichte mir so vieles begreiflich machen, meinem Herzen die Ruhe wiedergeben würde. . .“

Da sah Fred ein, daß es mehr als der hartnäckige Wunsch einer Kranken war, dem er willfahren mußte, daß Janina von Lautenborg die letzte Freundestante von ihm verlangte: er sollte ihrer kranken verirrtten Liebe zu ihm den Todesstoß geben. . .

Zögernd, unsicher begann er zu erzählen, weit ausholend, um sich und ihr Zeit zu gewinnen; dann kam ihm das Große, Feierliche des Augenblicks zum Bewußtsein, und er fühlte den Zwang in sich, einer Sterbenden nur im schimmernden Gewande der reinen Wahrheit nahen zu dürfen.

Und dies war seine Geschichte:

„Eine bedächtige Bergstraße führt vom See aus nach dem stillen Dörfchen Ulrichsweiler, das hinter Tannenwälden und Felsenburgen ein traumhaftes Märchendasein führt. Einst hatte hier ein Dichter gehaust und die Umgebung mit dem bunten Völklein seiner Phantasiegestalten besiedelt. Die trieben noch immer ihr Wesen und lachten mit den Menschenfindern und weinten mit ihnen. Zu mondhellten Sommernächten aber hufschten sie in langem mutwilligem Zuge an den weißen Leichensteinen des Kirchhofs vorbei bis zu dem stillen Plätzchen abseits,



X. internat. Kunstausstellung München.

Giovanni Giacometti, Stampa. Mattefchaft.

wo der ehemalige Schulmeister, der daneben ein großer Zaubermeister gewesen war, von seinem Erdenwallen sich ausruhte. Und dann faßten sie sich bei den Händen, die blondgelockten Mädchen und verträumten Grübler und die tatenreichen Mitter aus buntem Mittelalter und tanzten einen Ringelreihn und zertraten doch keine einzige der vielen blühenden Blumen, die dankbare Menschen auf dem Grab gepflanzt hatten. Besonders aber, wenn junge Menschenkinder, mit dem Bilde des Dichters im Herzen, auf dem Pilgerzug der Poesie nach der gesegneten Stätte gewandelt kamen, dann erfüllte sich die Luft mit feiertäglicher Freude und einem Singen und Klingen überirdischer Melodien, die aus der ewigen Heimat der Traumseelen herzukommen schienen.

An einem Vorfrühlingstag des Jahres 19.. zogen zwei junge Leutchen diesen selben Weg. Es war wohl um die Zeit der Sonnenwende; denn da und dort auf den noch schneebedeckten Wiesen sahen sie halbwüchsige Knaben Reifsig und Scheiter schleppen und sie zu rundlichen Haufen türmen. Nicht Johannisbrände sollten es werden — nach alter heidnischer Sitte hielt man es hierzulande für wirksamer, schon im März dem gaarfigen Winter ein Feuer anzuzünden und ihn so zu vertreiben. Und wenn auch die Sonnenwende nicht im Kalender stand, am Funkensonntag glaubte jeder an Frühlingslicht und Frühlingswärme. Auch um die beiden auf der Straße, den Jüngling und das Mädchen, war es wie leises Ahnen des Frühlings. Zwar kannten sie sich kaum, und ihr Zusammenfinden hatte sich wie ein halb gewollter, halb ungewollter Zufall ereignet. Sie fürchteten sich beide ein wenig, daß sie sich lieb gewinnen könnten, weil jedes das andere höher achtete als sich selbst. Er hatte mit seinem Leben nie etwas Großes anzufangen gewußt, und es hätte ihm leid getan, wenn das feine Mädchen auch auf so holpriger Straße das Glück suchen gekommen wäre... Sie hatte ihre Träume, im Reiche der Wissenschaft Beruf und Lebenszweck zu finden, alltäglichen Pflichten, die in ihren Augen

keine waren, opfern müssen und glaubte sich in ihrem Ungenügen einer hingebenden Liebe nicht mehr fähig... .

Nun gingen sie gedankenvoll neben einander her, die gegenseitige Nähe wohligh empfindend, in einer gemeinsamen Erwartung vereint: die Stätte ihres Lieblingsdichters in jener Stimmung zu finden, auf die ihr Nachfühlen seiner Persönlichkeit gleichermaßen eingestellt war. Sie betraten den überschneiten Kirchhof, auf dem die Nachmittagssonne eine Menge schräg verzeichneter Kreuze ausgestreut hatte. Im Schatten des grauen Kirchturms entdeckten sie das Grab, das sie beide suchten. Ein schwarzer Obelisk ragte aus dem schimmernden Schnee, zwei Lebensbäume breiteten ihr stilles Grün über die erstarrte Erde aus... Da sprach das junge Mädchen wie im Traum ein längst vergeßenes Gedicht, das ihr in diesem Augenblick zu Sinne kam, als ob sie jemand daran erinnert hätte.

Dann schwiegen sie und lauschten, was der Genius des Ortes ihnen zuflüsterte. Und was sie vernahmen, war ein gewaltig Lieb vom Leben, vom Hoffen, vom Glauben an sich selbst und vom steghaften Wesen der freien Tat. Es war nicht ein Träumer, der hier zu ihnen sprach; die Träumer waren sie selber gewesen bis zu dieser Stunde. Und ihr ganzes vergangenes, verträumtes Leben, es ward unter der bildenden Hand des Dichters zu einem einzigen ewigen Augenblick, wo sie eine Verwandlung ihres innersten Menschen vor sich gehen fühlten: ihre müde, graue Alltagsseele entpuppte sich zum schimmernden Schmetterling, der spielend hinwegflog über die Niederungen des Daseins, dem Aetherblau entgegen... Und sie grüßten diesen Schmetterling, wie er als Symbol golden in den Marmor gezeichnet war — und sie grüßten die Unsterblichkeit selber: Des Dichters Seele hat mehr Lebensglut als die anderer Menschen, und ein Erdenwallen reicht nimmermehr aus, sie leer zu schöpfen. Darum webt sie fort und fort, wirbt Erben, die sie in sich aufnehmen und aufs neue durchs Leben tragen... .“

(Schluß folgt).

Basel-Rotterdam im Ruderboot.

Mit acht Abbildungen nach Photographien von Willy Niggeler, Bern.

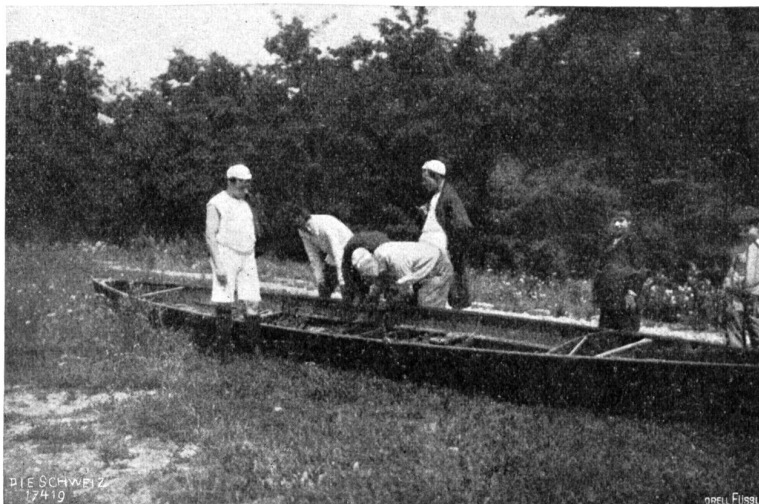
Nachdruck verboten.

Die herrliche Fahrt, die wir letztes Jahr von Zürich aus über den Balensee in den Rhein und durch den Bodensee bis Basel ausgeführt hatten, ließ in uns schon damals den Wunsch erwachen, dem Rheine weiter bis Rotterdam zu folgen. Der Gedanke nahm diesen Sommer über immer festere Gestalt an, und es tat sich zur Ausführung des Planes eine Mannschaft von fünf fröhlichen Technikern zusammen, sämtlich Mitglieder des Seeclub Zürich*). Mit dem 1. August waren wir reisefertig.

Stolz hatten wir ins Logbuch des Basler Ruderclubs unsere Eintragung gemacht: Basel-Rotterdam! Und das Wetter wollte uns den Abschied von der Schweiz nicht schwer machen; ein feiner Regen rieselte am Morgen des 2. August auf unser am Ponton des Basler Ruderclubs bereit stehendes Ruderboot, eine Yole de Mer, mit dem wir unsere Fahrt den Rhein abwärts durchführen wollten. Alles war wohl bereit zu der langen Fahrt: Reserveruder, Ersatzteile, Kleider, Kochapparat und anderes mehr, in mehr oder weniger wasserdichten Säcken vorn und hinten im Schiff unter dem Wellenschutz verborgen.

Unter dem Winken einiger Mitglieder des Basler Ruderclubs fuhren wir in den Strom

hinaus, der uns eilig unter den Brücken Basels davontrug, hinaus in die freie, offene Ebene. Am Bug flatterte die Schweizerfahne, hinten die Fahne des Seeclub Zürich. Ungewohnt rasch flogen die Ufer an uns vorüber wie in einem ganz großen farbigen Kinetographen. Wir ruderten eifrig drauf los, bis wir in die Nähe der Schiffbrücke von Hünningen kamen, und nach längerem Beraten, während dessen uns die reißende Strömung immer näher auf die grauen Pon-



Basel-Rotterdam Abb. 1. Reparieren des „Tödi“ bei der Schiffbrücke von Hünningen.

*) Die Mannschaft bestand aus den Herren Gilles Solst, Assistent am Eidg. Polytechnikum, und Michael de Wit, Dipl. Ing. (beide aus Haarlem) sowie den drei cand. mech. Hans Meuser (Düren im Rheinland), Willy Niggeler (Bern-Palazzolo) und Paul Weingart (Bern).